

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badener Tagblatt. 1896-1948 1947

21 (15.3.1947) Kunst und Leben

Dorothy Parker:

Ratschläge unter Frauen

Miß Marions Augen blickten mild und ruhig unter ihrem gelockten, honigfarbenen Haar hervor. Ihr Mund war sanft geschwungen. Weiß und zart wie die Seerosen sah sie aus, die sie in die blaue Glasschale auf den niedrigen Tisch gestellt hatte. Der Salon war in matten, hellen Farben gehalten, und schwaches Licht drang aus pergamentenen Hüllen.

Für das kleine Peyton-Mädchen war es ein Heiligtum. Miß Marions Stimme klang wie rieselndes Wasser, und ihre Worte waren wie kühle Hände, die man auf die Stirn legt.

„Das kleine Peyton-Mädchen hatte all seinen Kummer erzählt. Wie man es betrachtet — es war entweder der törichte Kummer eines Kindes oder die schlimmsten aller menschlichen Qualen. Zwei Wochen lang hatte das Peyton-Mädchen den Earl-Jungen nicht mehr gesehen. Er beschäftigte sich mit anderen. „Was soll ich tun, Miß Marion?“ fragte sie.

Miß Marions Augen waren dunkel vor Mitleid. Sie haften auf dem kleinen, bekümmerten Gesichtchen. „Liebst du ihn denn so sehr, Sylvia?“ „Ich — Ja, ich liebe ihn.“ „Schluckte das Mädchen.“ „Es ist so schrecklich ohne ihn, so schrecklich.“

„Wir sahen uns jeden Tag, jeden Tag, den ganzen Sommer lang. Und immer, wenn er nach Hause kam, rief er mich an, sogar, wenn er zehn Minuten vorher erst von mir gegangen war. Und jeden Morgen, wenn er aufwachte, sagte er mir guten Tag und erzählte mir, daß er kommen würde. Jeden Tag. Oh, Miß Marion, Sie können nicht wissen, wie schön das war.“ „O doch, Kleine, ich weiß.“ „Und dann hörte es auf. Ganz plötzlich hörte es auf.“ „Wirklich plötzlich, Sylvia?“

„Na ja“, zögerte Sylvia. Und versuchte zu lächeln. „Eines Abends war er bei uns gewesen. Wir saßen in der Halle. Und dann ging er nach Hause. Und rief mich nicht an. Ich wartete und wartete. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie schrecklich das war. Sie denken vielleicht, es war nicht schlimm, daß er nicht anrief. Nicht wahr, das denken Sie doch? Aber es war schlimm.“ „Ich weiß, daß es schlimm war“, sagte Miß Marion. „So etwas ist schlimm.“

„Es war inzwischen halbdrei geworden. Ich konnte nicht schlafen. Ich konnte mir nicht denken, was der Grund war. Ich dachte, er wäre mit seinem Wagen verunglückt oder so etwas Ähnliches.“ „Hast du das wirklich gedacht, Liebest“, fragte Miß Marion.

„Ja, natürlich“, erwiderte das Mädchen. Dann schüttelte es den Kopf. „Sie wissen aber auch alles, Miß Marion. Nein ich — Sehen Sie, es war Tanz im Klub, und wir hatten davon gesprochen hinzugehen.“ Es war — Ja, also, ich mache mir nicht viel aus Tanzen. Es ist viel schöner, mit ihm allein zu sein. Ich glaube, ich dachte, er würde tanzen gehen, als er von mir wegging. Der Gedanke kam mir so, und ich konnte es nicht mehr aushalten. Ich rief ihn an.“ „Ja, du riefst ihn an. Wie alt bist du, Sylvia? Neunzehn, nicht wahr? Und ich habe gesehen, wie Frauen mit neununddreißig genau denselben Fehler machten. Es ist sonderbar.“ Und war er zu Hause, als du ihn anriefst?“

„Ja, ich — Ich weckte ihn, und er war nicht sehr erbaut darüber. Und ich fragte ihn, warum er mich nicht angerufen hätte. Und er — er sagte, es sei kein Grund gewesen, mich anzurufen. Er sei ja den ganzen Abend mit mir zusammen gewesen. Und er wäre nicht tanzen gewesen. Er — sehen Sie, ich dachte, er sei doch dort gewesen. Ich glaubte ihm nicht. Und ich weinte.“ „Er hörte dich weinen?“

„Ja, er sagte — Entschuldigen Sie, Miß Marion, er sagte „Ach, um des Himmels willen!“ und hängte ein. Und ich konnte es nicht ertragen, ihm nicht gute Nacht zu sagen. Und so — so rief ich ihn noch einmal an.“ „Armes Kind.“

„Er sagte, es tue ihm leid, daß er eingehängt habe. Und alles war in Ordnung. Nur, ich bat ihn wieder, mir doch ehrlich zu sagen, ob er tanzen gewesen sei. Und er — er sprach sehr höflich, Miß Marion. Ich kann es Ihnen nicht sagen.“ „Nein, tu's nicht“, sagte Miß Marion.

„Und danach — ach, ich weiß nicht mehr — Es

ging noch eine Weile so weiter. Und oft rief er nicht an, und dann gab es Tage, da er nicht kam. Er spielte wohl Tennis oder dergleichen mit anderen. Und dann kam Kitty Grainger von Dark Harbor zurück, und ich — ich glaube, er ging oft zu ihr ins Haus, wie alle anderen.“ „Sagtest du ihm, daß dir das nicht recht sei?“

„Ja, ich konnte nicht anders, Miß Marion. Es machte mich wild. Sie ist ein gräßliches Mädchen, einfach gräßlich. Sie läßt sich von allen küssen. Sie ist so eine, die mit irgendeinem Jungen vom Tanzen auf den Golfplatz geht und stundenlang nicht zurückkommt. Es machte mich einfach wild, daß er lieber mit ihr als mit mir zusammen war. Wirklich, es wäre nicht so schlimm gewesen, wenn es irgendein sehr nettes Mädchen gewesen wäre, hübscher als ich. Nicht wahr, das wäre doch nicht so schlimm gewesen. Miß Marion?“ „Ich weiß es nicht, Kleines. Ich fürchte, wir glauben nie, daß ein Mann uns einer schöneren Frau wegen verläßt. Aber Sylvia, man macht seine Freunde nie auf ihre Fehler aufmerksam.“

„Ich konnte nicht anders. Und so stritten wir uns ein paarmal mächtig. Ich sah ihn dann immer weniger. Und sehen Sie, wenn er dann kam, war ich schlechter Stimmung. Es war das letztmal, und ich war nicht zum Schwatzen aufgelegt. Und ich fragte ihn dauernd, was los war, daß er nicht mehr jeden Tag kam wie früher, und er sagte, daß nichts los sei. Und ich fragte, ob ich irgend etwas getan hätte, und er sagte: Nein, natürlich nicht. Und jetzt — zwei Wochen habe ich ihn nicht gesehen. Zwei lange Wochen. Und ich habe kein Wort von ihm gehört. Und — ich kann es nicht aushalten, Miß Marion. Er sagte doch, es sei nichts los. Ich wußte nicht, daß es so etwas gibt, daß man jemand alle Tage sehen kann, und mit einem Male ist es vorbei. Ich glaubte nicht, daß es einmal vorbei sein könnte.“ „Hastest du Angst, es könnte einmal vorbei sein, Sylvia?“ „Frage Miß Marion.“

„Ja, die letzten Male, als ich ihn sah. Oder — nein, ich glaube, von Anfang an. Es war so schön, daß ich dachte, es sei zu herrlich, als daß es dauern könnte. Er ist so begierig und alles, ich hatte immer Sorge wegen der anderen Mädchen. Das war töricht, ich weiß.“ „Siehst du, Sylvia“, sagte Miß Marion. „Männer lieben keine trüben Prophezeiungen. Ich weiß, Bunny Barkley ist erst

Ein reicher Pascha, ehemaliger Gebietsgouverneur von Cairo (daher auch der Reichtum der Excellenz) hatte große Häuser in der „... Avenue“, deren Fenster reichlich schmucklos, in jedem Stockwerk verschieden und innerhalb derselben Etage noch von anderer Größe waren.

Der Sohn der „Puszt“ bot nun dem Geizkragen an, das schandbar dreckige Fensterwarrwerk für ganze vier englische Pfund zu putzen. Der Preis war so billig, daß sogar das landesübliche Abhandeln ausblieb und seine Excellenz schlug erfreut ein.

Mit drei anderen Helfern hat unser „Geschäftsmann“ in einem halben Tag sämtliche Fenster der 4stöckigen Mietkasernen heruntergeholt, mit Geheißzeichen versehen, schön vor dem Hause aufgeschichtet und die Hälfte des Lohnes einkassiert. Was in Anbetracht der Ehrlichkeit auch eines Paschas, nicht mehr als eine am Platze gewesene Vorsichtsmaßnahme war, und durchaus landesüblich.

Wenn du nun glaubst, lieber Leser, damit sei die Geschichte zu Ende, so tust du dem Erdfergeist der Kerle und der Philosophie der Araber Unrecht. Zeit spielt da unten keine Rolle und Schicksalsschläge nimmt man mit einem malerischen „malesch“ zur Kenntnis. Welch schönes Wort recht vielbedeutend ist. Am besten ist es mit „egal“ zu übersetzen, man kann es aber als „mir ist Wurscht“ — „Mensch, ärgere dich nicht!“ betrachten, oder ihm aus tiefer Resignation, als einfachsten Ausdruck des Fatalismus, einen philosophischen Allgemeinwert beimeßen.

Der Schlag blieb auch diesmal nicht aus. Nach einer Woche (oder waren es zwei? — sogar), als

zwanzig, aber das gilt für alle Männer. Sie hassen das alle. Die Männer hassen es, über unangenehme Dinge zu reden. Sie verabscheuen es, sich auszusprechen. Laß das „Vergangene“ gestorben sein, mein Kind, und sei wieder froh. Denk daran, wenn du Bunny wieder siehst, Sylvia. Tu so, als hättest ihr eine Stunde vorher noch zusammen gelacht.“

„Aber vielleicht sehe ich ihn nie wieder“, sagte das Mädchen. „Oh, Miß Marion, glauben Sie, daß ich ihn jemals wiedersehen werde? Wirklich?“ „Ja, das glaube ich“, erwiderte Miß Marion.

„Bitte sagen Sie mir, was ich tun soll. Sie wissen doch alles, Miß Marion.“ „Liebe Sylvia, höre zu. Ja, ich glaube, daß du mit Bunny wieder zusammenkommst. Aber deine Sache ist es, das zuzugeben. Das wird nicht leicht sein, mein Kind. Es wird auch nicht schnell gehen. Man kann Liebe nicht im Augenblick zurückbringen. Du mußt zweierlei haben: Mut und Geduld. Das letzte ist viel schwieriger als das erste. Du mußt nicht wieder anrufen, ganz gleich. Du darfst ihn nicht wieder anrufen, ganz gleich, was geschieht. Die Männer schätzen kein Mädchen, das — es ist ein hartes Wort, aber ich muß es sagen — das ihnen nachläuft. Du mußt deine alten Freunde wieder aufsuchen und mit ihnen zusammen sein. Du darfst nicht zu Hause bleiben und darum beten, daß das Telefon klingelt. Nein, Liebes, geh fort und versuche wieder froh zu sein, und du wirst es werden. Hab' keine Angst, daß deine Freunde fragen oder dich komisch ansehen. Du wirst ihnen keinen Grund dazu geben.“

Und, Liebes, die Leute sagen nicht wirklich grausame Dinge, es ist nur der allzu empfindliche Stolz, der verletzt wird. Wenn du Bunny wieder siehst, mußt alles anders werden. Denn irgend etwas hat er sich geändert, wenn er es auch nicht sagt. Sehr geändert. Du zeigst ihm, wieviel du dir aus ihm machst. Du zeigst ihm, wie wichtig er dir war. Das lieben die Männer nicht. Du mußt froh und ungezwungen sein, das haben alle Männer gern. Sprich froh und freundlich mit ihm, wenn du ihn wieder siehst. Und sage nichts von dem Kummer, den er dir gemacht hat. Die Männer hassen so etwas. Und du darfst ihm niemals Vorwürfe machen, und nie, nie mehr mit ihm streiten. Nichts kann ein Mann weniger vertragen, als wenn eine Frau ihre Würde verliert.

Und du mußt deine Furcht besiegen, mein Kind. Eine Frau, die für ihre Liebe fürchtet, kann sich

Fensterln — mal anders

schon einige Scheiben kaputt und die Stimmen der Mieter lauter wurden, stellten sich die „Fensterputzer“ wieder ein und forderten von seiner Excellenz für das hineinlegen der Fenster — von waschen war schon überhaupt keine Rede mehr! — zwanzig Pfund Sterling Lohn. Dieser fluchte, verfluchte, drohte und schmiß die ganze Gesellschaft raus. Nimm seine Dienerschaft zu Hilfe und versuchte durch diese die Fenster wieder einhängen zu lassen. Ergebnis: Scherben und heilloses Durch-einander.

Am nächsten Tag suchte der Pascha den „Unternehmer“ selber auf und erklärte sich bereit die verlangte Summe zu zahlen. Nicht aber unser Boß. Er war höchst desinteressiert und jetzt schon nur mehr gegen vierzig Pfund bereit die schmutzigen Fenster einzuhängen. Die Verhandlungen zogen sich weitere 4 Tage in die Länge, einige Scheiben gingen noch entzwei und am Ende haben die Burschen gegen Zahlung von dreißig Pfund auch tatsächlich die Fenster wieder anständig aufmontiert. Schmutzig natürlich.

Die Gunerei hat in Osten ihre festen Grenzen und es war selbstverständlich, daß das „letzte“ Abkommen beiderseits gehalten wurde.

Die ganze Stadt lachte über den Fall und Excellenz sagte nichts weiter, als: Malesch!

Alex Baron de Dées

Pflichtjahre

Leb', so lang du kannst. Eines nur ist deine Pflicht: Übertreib' es nicht!

Alfons Mayer-Sachs.

Der Tod auf der Leinwand / Bilder mit Bazillen gemalt

In der Ausstellung der „Medicinal Art Society“ zu London im Winter 1936-38, in der eine Reihe von Ärzten die Früchte ihrer Museenstunden zeigten, waren zwei kleine, runde Bildchen zu sehen, von etwa drei Zoll Durchmesser jedes, die trotz ihrer Winzigkeit das Auge des Betrachters durch eine seltsame Farbenentwicklung bannen. Diese zwei bescheidenen Bildchen sind wahre Weltwunder! Denn sie sind nicht vermittelte simpler Farbe gemalt, obwohl sie in der Abteilung „Aquarelle“ hängen; diese Bilder sind — ja, man schüttelt sich unwillkürlich — mit Bazillen gemalt.

Der Künstlerarzt, von dessen Hand diese merkwürdigen Werke stammen, ist Professor Alexander Fleming von St. Mary-Hospital in London, späterer Entdecker des Penicillins und Nobelpreisträger. Mit liebevoller Behutsamkeit hat er seine Bakterienkulturen auf die winzigen Flächen so verteilt, daß sie bestimmte Konturen ergeben müssen. Dann hat er die Kulturen im Brutofen im Laufe von ein bis zwei Tagen aufgehen lassen, unter genauester Beobachtung der Wirkung, und er hat auf diese nahezu unfaßliche Art faszinierende Farb-tönungen von ganz ungewöhnlicher Wirkung erreicht, denn die von ihm verwandelten Bakterienkulturen haben die Eigenschaft bei ihrem „Aufblühen“ eine geradezu unheimliche Farbenpracht zu entfalten.

Auf dem einen der beiden Bilder ist auf etwas violett getönten Fluten ein Kriegsschiff zu sehen, dessen Oberdeck und Masten Feuer gefangen haben, es ist im Ausstellungskatalog als „Brennendes Schiff“ bezeichnet. Über dem Ganzen liegt der rötliche Schein der Feuerbrunst. Und nun hört man mit Staunen und anderes als der kunstvoll aufgetragene „Bazillus violaceus“, der purpurne Widerschein der Flammen ist dem „Bazillus prodigiosus“ zu verdanken, und das glühende Gelbrot der Flammen selbst ist nichts geringeres als der „Bazillus staphylococcus aureus“. Staphylokokken — das sind jene gefährlichen Erreger, die zu gefährlichen Eiterbildungen führen können. Recht ungemütliche und bösartige Gesellen, eines der sieben großen Übel... Und mit einem raschen Blick versicherte man sich, daß das kleine Wunderwerk unter Glas ist wohlverwahrt und ungefährlich.

Das zweite Bildchen ist zwar harmloser, dafür aber auch „impressionistischer“ — der Bildinhalt ist nicht so klar umrissen, wie in dem ersten, man konnte gerade noch ein ziegelsteinfarbenes „Got-

tagen“ — ein Landhaus, mit zartrosa Dach, von braungrünen Baumkuppen umgeben, erraten. Dieses kleine Gemälde ist nun nicht mit Bazillen, sondern mit Mikroben- und Pilzkulturen „bemalt“. Das dunkle Grün beispielsweise lieferte ein ganz gewöhnlicher Schimmelpilz, wie man ihn überall an feuchten Stellen findet.

„Man muß nur die richtigen Kulturen kennen für die beabsichtigte Farbwirkung“, meinte Professor Fleming bescheiden — „das ist die ganze Kunst!“

Sinfonietten en trois couleurs / Paul Boisselets Uraufführung unter Lessing

Der erste Teil des abgeänderten Programms, das GMD. Gotthold Ephraim Lessing mit dem Großen Orchester des Südwestfunks bot, enthielt zwei Werke französischer Musiker unserer Zeit. Durch die Uraufführung der Sinfonietten von Paul Boisselet stellte Lessing einen neuen, dreißigjährigen Komponisten vor, der auf seine Weise Claude Debussys musikalische Maxime „Faire plaisir“ — Vergnügen bereiten — befolgt hat. Klanglich ist sein Orchesterwerk daher weder aggressiv noch problematisch, sondern von jener spirituellen Liebenswürdigkeit und Grazie, die charakteristische Merkmale der ganzen französischen Kunst sind — mindestens ebenso wertvoll wie die Gemütsstärke der deutschen Erbauungsinfonik schweren Kälbers.

Boisselets Sinfonietten ist in „trois couleurs“ geschrieben: in drei Farben, was so viel bedeutet wie in drei Sätzen, die voll klangfarbiger Reize sind. Unter dem Einfluß des Jazz ist der erste Satz als langsamer Waltz entstanden, während der Mittelteil einem gefühlvollen Blues ähnelt. Im Schlußsatz dagegen vermischte sich das sichere Handwerk eines Meisterschülers des Pariser Konservatoriums mit Frohsinn und sprühendem Witz, wodurch der Erfolg des unterhaltsamen Stückes gesichert ist.

Achtzehn Jahre älter als Boisselet ist Marcel Delannoy, der zu den interessantesten Persönlichkeiten der zeitgenössischen französischen Musik gehört. Bevor sich Delannoy um 1925 endgültig der Musik zuwandte, war er nämlich Ingenieur und Maler gewesen. Musikalisch ist er reiner Autodidakt — also ein Komponist, der nicht durch die klassische Schule der Pariser Conservatoire gegangen ist. Besser als ausführliche Worte kennzeichnet Delannoy folgender Ausspruch seine musikalischen Absichten: „Originell sein? Das ist gewiß

Wie dem auch sei: die Leistung von Professor Fleming — ob sie nun zur Kunst rechnet oder nicht — steht einzig da. Denn wüßte immer der Streit gehen mag, das eine ist außer Zweifel: noch niemals in der Geschichte der Menschheit ist ein brennendes Kriegsschiff mit Mikroben gemalt worden. Und ist nun Herr Professor Fleming auf dem Gebiet der Malerei nur ein geschickter oder vielleicht auch ein weiser Mann? Ein weiser Mann jedenfalls, der diese furchterregenden Mikrobenorganismen auf eine kühne Weise doch noch in den Dienst der Schönheit zwang.

Karl H. Sroka

Rud. Jungnickel: „Im Schatten des Kaisers“

Uraufführung in Nordhausen
Nach noch nicht einem Vierteljahr die zweite Uraufführung eines jungen bisshin Unbekannten. Der unbestrittene Erfolg des Erstlingswerkes „Heinrich von Kleists Tod“ verpflichtet zu prüfen, ob der Dichter hielt, was er versprochen.

Jungnickel stellt dem Genie, das seiner Fähigkeiten und seines Zieles bewußt ist, den genialischen Menschen gegenüber, der das Genie zu über-treffen hofft und glaubt, aber an seiner Unausgeglichenheit, seiner Selbstüberschätzung scheitern muß, weil er springen will, wo er erst laufen lernen mußte.

Die erfundene Handlung: Spanien 1808. Napoleon kommt selbst, um das rebellierende Land zu beruhigen, weil die von ihm geplante Einigung Europas seinen Einsatz gegen Preußen und Österreich fordert. Diese ihm klein erscheinende Aufgabe selbst übernehmen zu müssen, macht ihn bitter und müde; anstelle serviler Schranken und stürzender Pflichten ersehnt er sich einen

nicht richtig verhalten. Du mußt dir darüber klar sein, daß es Zeiten gibt, da er nicht mit dir zusammen sein mag. Frage ihn nie, warum, oder wo er war. Das vertritt kein Mann. Er wird dich nicht verlassen, wenn du ihm nicht zeigst, daß du ihn halten möchtest. Mit der Liebe ist es wie mit Quecksilber, das man in der Hand hält, Sylvia. Öffne die Finger, und es bleibt in der Handfläche. Greife danach, und es rollt hinweg. Vor allem anderen: sei immer beherrscht. Zusammen sein mit dir muß Frieden bedeuten.

Und vertraue ihm, Sylvia. Er verletzt dich nicht absichtlich. Er wird es nie tun, wenn du nicht den Anlaß dazu gibst. Vertraue auch dir selbst. Werde nicht unsicher. Es klingt häßlich, wenn ich dich daran erinnere, daß es auch noch andere Männer gibt, da ich doch weiß, daß du nur ihn haben möchtest. Aber der Gedanke gibt Trost. Er soll nicht wissen, daß er dir alles ist, daß es kein Leben ohne ihn für dich gibt. Er darf das nie wieder hören. — Der Weg ist lang und hart, Sylvia. Und du mußt auf jeden Schritt achtgeben. Aber es ist der einzige Weg, den es gibt.“

Als das kleine Peyton-Mädchen gegangen war, ging Miß Marion langsam in dem freundlichen Raum hin und her. Berührte hier eine Blume, blätterte da in einem Magazin. Aber ihre Augen folgten den Fingern nicht, und ihre Gedanken schienen weit weg zu sein. Einmal sah sie auf die Uhr am Handgelenk und sagte irgend etwas. Dann sah sie oft auf die Uhr, daß der winzige Minutenzeiger sich in der Zwischenzeit wenig weiter bewegen konnte. Sie zündete eine Zigarette an und hielt sie weit von sich ab, die aufsteigende Rauchspirale betrachtend. Dann drückte sie sie wieder aus. Sie lehnte sich in einen niedrigen Sessel zurück, stand wieder auf und ging zum Sofa. Ging wieder zum Sessel zurück. Sie öffnete eine dicke, glänzende Zeitschrift, aber wandte keine Seite um. Ihre weiße Stirn unter dem hont-farbenen Haar sah bekümmert aus.

Plötzlich stand sie wieder auf, legte das Heft nieder, und mit schnellen, festen Schritten, die sie sonst nicht kannte, fegte sie durch das Zimmer auf den Tisch zu, auf dem das Telefon seinen Platz hatte. Sie wählte eine Nummer. „Kann ich bitte Herrn Lawrence sprechen?“ sagte sie nach einigen Sekunden. „Nein? Ach so. Spreche ich mit seiner Sekretärin? Können Sie mir bitte sagen, wann er zurück sein wird? Ja, ich verstehe. Aber, wenn er zurück kommt, würden Sie ihn bitten, Miß Marion anzurufen? Nein, Marion. Nein, das ist alles, das ist der Nachname. Ja, er kennt die Nummer. Vielen Dank.“

Während der nächsten Minuten durchquerte Miß Marion den Raum so schnell, daß es fast ein Laufen war. Ihr zartes Kleid vergrub das nicht. Es wehte hinter ihr her und wickelte sich um ihre Knöchel. Sonderbar rot war ihr Gesicht, als sie wieder zum Telefon ging, und die Hand zitterte, als sie die Scheibe drehte.

„Kann ich bitte Herrn Lawrence sprechen? Oh, noch nicht zurück? Können Sie mir bitte sagen, wo ich ihn erreichen kann? Oh, Sie wissen es nicht. Haben Sie eine Ahnung, ob er später noch einmal kommt? Danke. Wenn er kommt, würden Sie so gut sein, ihn zu bitten, Miß Marion anzurufen? Ja, Marion. Cynthia Marion. Danke sehr. Ja, ich rief schon einmal an. Bitte richten Sie es aus, seien Sie so gut. Vielen Dank.“

Langsam legte sie den Hörer auf die Gabel. Ihre Schultern senkten sich, und ihr armer, zarter Körper fiel zusammen. Mit einmal lagen ihre Arme auf dem Tisch. Sie hatte das Gesicht darin vergraben, und die frischen Wellen ihres Haars lockerten sich und gerieten durcheinander, als sie den Kopf von einer Seite auf die andere warf. Der Raum schien in Schatten zu versinken, wie um sich zu verbergen vor ihrem Schluchzen. Die Worte vermengten sich mit Stöhnen in ihres Kehle. „Oh, er sagte, er würde anrufen. Er sagte, er würde anrufen. Er hat es doch gesagt.“

Die zusammengeballten, erstarrten Töne starben. Und für eine Weile war sie ruhig und still. Dann hob sie wieder den Kopf und griff nach dem Telefon. Sie mußte zweimal unterbrechen, während sie wählte, und die Tränen aus den Augen wischen, damit sie sehen konnte. Als sie sprach, betete ihre Stimme von verhaltenem Weinen. „Kann ich bitte Herrn Lawrence sprechen?“

Übersetzt von Lisa Wolter.

Menschen. Den Feind, den jungen Attentäter Enrique, der ihm wild gesteht, nicht seines Volkes wegen sondern der Befriedigung eigenen Ehrgeizes halber gehandelt zu haben, erkürt er zum Freund; er stellt ihn auf den Platz, der ihm am nächsten. Enrique verbittert die Überlegenheit des Genies; jede Gunstbezeugung erweckt Neid, die aufsteigende Erkenntnis eigener Unzulänglichkeit, Rachsucht, die plötzlich nach einer (reichlich drastischen) Verführungsszene der Pflegetochter Serranos (des Hauptes der spanischen Rebellen) der Einsicht weicht; daß nur ein Begnadeter der Macht des Genies Schranken setzen kann, so daß er sich für Serrano opfert. Napoleon erkennt, daß das Genie einsam bleiben muß.

Das schildert Jungnickel in acht zum Teil spannungsvollen Bildern mit viel gut gesehenen Einzelheiten und feinen Lichtern — aber leider auch Schnitzern. Die Sprache der Verse, oft zart, oft zündend, aber auch oft ins Banale abgleitend, bedarf dringend der Ziselierung und Polierung.

Die Inszenierung auf der gleichen Bühne (Nordhausen) durch den gleichen Spielleiter nach so kurzer Zeit litt merklich an der Überschattung durch die noch laufenden Wiederholungen von „Kleists Tod“. Man erlag der Versuchung, auch dieses Werk im Stil des „Kleist“ durch die Verinnerlichung der in Monolog und Dialog sparsam gebotenen Gebärde und Umwelt nicht der äußerlich bewegteren Handlung gerecht werden kann. Hier genügt nicht die erstarrte inneren Kampfes im engen Raum als wuchtiges Bild inneren Kampfes; hier mußte ausreichende Gebärde ausmalen, ausweiten, der Darsteller sich ausspielen.

Auch die Heranziehung zweier Gäste sprengte die Einheitlichkeit. Zudem vermochte Walter Grüntzig nicht, den Staatsmann und den Menschen Napoleon auseinander zu halten; er zeigte einen wunderlich weichen Idealisten — Napoleon, wie ihn keiner kennt — dem man sein Schlußwort „Ich vertraue auf meine Macht“ nicht glaubt, selbst als darauf sehr ad hoc zwei Schüsse fallen und zwei Tote den Stückschluß gebieten. Rolf Henninger in der Hauptfigur des eigenartigen Eigenbrödlers Enrique bei einigen sehr guten Momenten unausgeglichen als sein Pakt.

Die ungünstigen Vorzeichen konnten das beachtliche Werk nicht um eine gute Aufnahme bringen. Es würde aber das Streben des jungen ringenden Autors eindämmen, wenn ihm ein allzu großer Vorstoß an Lorbeer gereicht würde.